

Die Neue Welt

Nr. 7

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1898

— Drohende Aussicht. —

Von Richard Dehmel.

Der Himmel kreist, dir schwankt das Land,
Vom Schnellzug hin und her geschüttelt
Saus't Aekerrand um Aekerrand,
Ein Frösteln hat dich wachgerüttelt:
Die Morgensonne kommt.

Mühsam entstieg dem Nebelzelt
Ein Krähnvolk, herbftlich abgemagert,
Indeß sich dick aufs Düngersfeld
Der Frührauch der Fabriken lagert:
Die Morgensonne kommt.

Schwarz schiebt sich durch den grauen Flor
Ein langer Zug von Schlackenbergen,
Schornstein auf Schornstein schnellst empor,
Schreckhafte Hüter neben Särgen:
Die Morgensonne kommt.

Vom Horizonte nah'n mit Hast
Und einen sich zwei Straßendämme,
Von Apfelbäumen eingefast,
Schon matt beglänzt die knorrigen Stämme:
Die Morgensonne kommt.

Nun folgt zum andern Himmelsaum
Dein Blick den fruchtberaubten Zweigen,
Und plötzlich siehst du Baum an Baum
Sein brandroth glühendes Laub dir zeigen:
Der Tag ist da.

Der Büttnerbauer.

Roman von Wilhelm von Polenz.

(Fortsetzung.)

Sam näherte sich dem Büttnerschen Hofe. Mit prüfendem Blicke musterte er zunächst die Baulichkeiten. Wohnhaus: Fachwerkbau mit Ziegeldach, konstatierte er. Ställe und Scheune: nur Strohhedachung. Uebrigens schien Alles recht gut in Schuh und wohlgepflegt. Ganz heruntergekommen war der Bauer also noch nicht.

Der Händler trat durch die offene Thür in den Hansflur und klopfte an die Wohnstubenthür. Er traf nur die Bäuerin an, die am Wiegelorbe stand und ihr jüngstes Entelchen in den Schlaf wiegte.

Die alte Frau sah den Fremden mit offenstehendem Munde an. Sam trat mit leutseliger Miene auf sie zu und erklärte ihr, er sei ein Geschäftsfreund des Herrn Gutsbesizers Büttner, und er habe sich immer schon die Besichtigung einmal ansehen wollen.

Der Bäuerin imponirte der Aufzug des Fremden, vor Allem eine bligende Nadel in der Kravatte stach ihr in die Augen — von Similibrillanten ahnte die gute Frau freilich nichts. — Was ihr Mann doch für vornehme Bekannte hatte in der Stadt! Sie lief nach einem Stuhle, trotz ihrer rheumatischen Lähme. Aber der Händler kam ihr zuvor. Sie sollte sich nur um Gotteswillen nicht bemühen um feinetwillen; wenn der Bauer auf dem Felde sei, wolle er ihn dort auffuchen, hier im Hause möchte er um keinen Preis Störung verursachen. Es sei Alles draußen, erklärte die Bäuerin, die Weibsen in den Munkeln, Karl beim Kartoffelanfahren und der Bauer ganz draußen am Walde beim Säen.

Der Fremde sah sich im Zimmer um. Er meinte, sie hätten es recht hübsch und gemüthlich hier. Dann untersuchte er die Holzverkleidung der Wand, indem

er daran klopfte. Holztafelung liebe er, das gäbe im Winter ein hübsch warmes Zimmer. Auch den Wandschrank mit den bunten Tellern bewunderte er, von denen er einzelne herabnahm, um sie näher zu betrachten. Es gab nichts, wofür Sam nicht Interesse gezeigt hätte.

„Sehr nett, ganz riesig nett hier!“ sagte er und lachte die Bäuerin freundlich an. „So richtig ehrwürdige patriarchalische Verhältnisse. Ich liebe das! So was hat man in der Stadt nicht.“

Die Bäuerin war von solchem Lobe aufs Angenehmste berührt. Sie hielt es aber für nöthig, die Beschämte zu spielen. Es sei durchaus nicht schön bei ihnen, behauptete sie, und der Herr sei es gewiß ganz anders gewohnt. Harrassowitz betheuerte dagegen, daß es für ihn nichts Idealeres gäbe, als eine gemüthliche Bauernstube, das gehe ihm weit über sein Comptoir.

Dann näherte er sich dem Kinde im Korbe, schäkerte mit dem Kleinen, indem er es unter dem Kinn figelte und „Kss, Kss!“ dazu machte, bis das Bürmchen vor Vergnügen lachte und das dicke Oberbett von sich strampelte. Er lobte das gesunde Aussehen des Kindes und erzählte, daß er kürzlich eine Tochter verheirathet habe.

Die Bäuerin war völlig gefangen genommen durch das vertrauliche Wesen des Fremden. Daß man so vornehm und gleichzeitig so liebenswürdig sein könne, war ihr unfaßlich.

Als Sam schließlich erklärte, nunmehr aufs Feld hinaus zu wollen, bat sie ihn, doch ja wieder zu kommen, und geleitete ihn humpelnd bis vor's Hofthor, um ihm den Weg zu weisen.

Er traf zunächst auf die Frauen in den Mühen. Sie standen in der Furche und behadten die Pflanzen. Die Hacken flogen nur so in den fleißigen Händen. Von hinten sah man die drei gebückten Rücken und

unter den kurzen Röcken die sechs bloßen Baden. So standen sie in einer Reihe, wie ausgerichtet, nebeneinander.

Sam war auf weichem Wiesenpfade ungehört bis dicht an die Frauen heran gekommen. Jetzt blieb er stehen und versenkte sich in den Anblick. Er nahm Alles mit.

Endlich räusperte er sich. Sofort standen die drei Hacken still, die drei Köpfe wandten sich nach ihm um. Sam stand lächelnd vor den Frauen, breitbeinig, mit vorgestrecktem Leibe, auf seinen kurzen, krummen Beinen. „Guten Tag, meine Damen!“ sagte er. Es sei heute recht warm und sie sollten sich nur nicht überanstrengen.

Therese, die älteste und redefertigste von den Dreien, meinte, er solle lieber selber die Hacke zur Hand nehmen, dann würde er vielleicht etwas von seinem Fette kommen; aber von ordentlicher Arbeit verstehe er wahrscheinlich nichts.

Die beiden Mädchen, Toni und Ernestine, sicherten zu der schlägfertigen Rede der Schwägerin. Sam nahm die Bemerkung scheinbar nicht krumm; lächelnd erwiderte er, er habe einen anderen Beruf als Rübenhacken erwählt. Dann fragte er nach dem Büttnerbauer.

Die Frauen musterten den Aufzug des Fremden mit beobachtenden Blicken. Im hellen Tageslichte besehen, zeigte es sich, daß sein Hemdkragen nicht vom Reinsten, und daß auf seiner hellen Weste verschiedene Fettflecke seien. Toni war ein harmloses Geschöpf und viel zu phlegmatisch, um sich mit Kritisiren abzugeben. Aber Therese und die kleine Ernestine waren um so scharfsängeriger. Kaum war er außer Hörweite, so hielten sie sich über seinen häßlichen Mund, den der rothe Bart nicht genügend bedekte, auf, über seine Daßsbeine, ja selbst die versteckte Lüsterheit seines Wesens war ihrem weiblichen Scharfblicke nicht entgangen.

Inzwischen kam Karl Bittner, der nebenan die Kartoffeln anfuhr, herbeigelaufen. Der Vater sei draußen am Büschelgewende, erklärte er dem Fremden und wies mit dem Peitschenstiele in der Richtung nach dem Walde. Sam betrachtete sich den hochgewachsenen jungen Mann, fragte, ob er der Sohn sei, und verlangte schließlich, über die Felder geführt zu werden.

Karl rief seiner Frau zu, sie solle auf die Pferde aufpassen, dann folgte er dem Händler.

Sam umschritt die einzelnen Schläge, hier und da untersuchte er den Boden mit seinem Stocke, an dessen Ende sich eine lange metallne Zwinde befand. Zwischen durch richtete er Fragen an seinen Begleiter über die Grenzen des Gutes, über benachbarte Grundstücke, Wege, Fruchtfolge, Bewässerung, Aussaat und Erträge. Auch die Verhältnisse in der Familie schienen ihn zu interessieren. Karl wundert sich zwar über die vielen Fragen des Fremden, aber auf den Gedanken, etwas zurückzuhalten, kam er nicht. Treuherzig gab er auf alle Fragen Antwort, so gut er es eben wußte.

So kam man in die Nähe des Waldes. Schon von Weitem konnte man den alten Bauern erblicken, auf Lehnen gelegenen Feldstücke, wie er, einen grauen, bauschigen Saak vorgebunden, den Samen mit gemessenem Wurfe austreute, den Ader hinab und hinauf schreitend.

Der verwilderte Zustand dieses Schlages, der Nähe des Waldes wegen das Büschelgewende benannt, das zwei Jahre lang brach gelegen, hatte dem alten Manne keine Ruhe mehr gelassen. So wie die Bestellung des übrigen Gutes beendet, war er daran gegangen, dieses Stück wieder urbar zu machen. Eigenhändig hatte er es umgepflügt und einen Theil davon für die Aussaat vorbereitet. Da es zu spät war im Jahre, um hier noch etwas Anderes zu erbauen, säete er jetzt wenigstens noch Gemenge aus.

Im ersten Augenblicke erkannte der Bittnerbauer den Händler garnicht. Harrassowits mußte sich ihm ins Gedächtniß rufen. Nun dämmerte es in den verdunkelten Mienen des Alten. Er schüttelte dem Händler kräftig die Hand. „Herr Harrassowits, ich hätt' Sie, weiß der Hölle, bale ne berkennt. Das is schene vun Sie, daß Sie och mal zu uns naus-tumma — das is racht!“

In der Freude des Bauern lag nichts Erheucheltes. Er rechnete es dem Städter hoch an, daß er ihn auf dem Dorfe auffuchte, und war sogar, bis zu einem gewissen Grade, stolz auf diesen Besuch.

Der Bauer band sich den Saak ab und gab ihn Karl zum Tragen. Dann schritt man zu Dreien langsam auf dem Wiesenspfade dem Gehöfte zu. Karl ging in respektvoller Entfernung hinter dem Vater und dem fremden Herrn drein.

Harrassowits lobte Alles, was er sah. Nach seinem Urtheil war der Boden ausgezeichnet, die Wiesen in bester Kultur und der Stand der Feldfrüchte ließ nichts zu wünschen übrig. Dem alten Bauern mundeten die Lobeserhebungen des Händlers wie Honigsüß. Er schmunzelte vergnügt in sich hinein.

„Sie werden eine glänzende Ernte machen, mein guter Herr Bittner!“ sagte Harrassowits. „Ich gönne es Ihnen von Herzen, denn hier in dem Boden steckt Arbeit, das sieht man.“

„Gib's Gott! Gib's dar liebe Gott!“ erwiderte der Alte und bekreuzigte sich dabei. Es war ihm eigentlich nicht recht, daß der Andere eine solche Prophezeiung ausgesprochen hatte. Man durfte nichts berufen. „Gebraucha kemten mer schun ane gute Ernte. Aber, da kann Sie nuch Mancherlei für sich giehn, bis dohie.“ Er seufzte.

Der Bittnerbauer hatte gerade in den letzten Tagen wieder schwere Sorgen durchzumachen gehabt.

Sein Schwager Kaschel hatte ihm durch eingeschriebenen Brief seine Hypothek von siebzehnhundert Mark gekündigt. Das hatte wie ein Blitz aus heiterem Himmel gewirkt. Woher das Geld herbeischaffen für diese an letzter Stelle eingetragene Hypothek! Mehr noch aber als die Kündigung hatte den Bittnerbauer ihre Form geärgert, ja geradezu in helle Wuth versetzt. Ein eingeschriebener Brief! War so etwas erhört! Darin erblickte er eine ganz

besondere Niederträchtigkeit von Seiten seines Schwagers. Ein eingeschriebener Brief! Er hatte da dem Postboten sogar noch etwas unterschreiben müssen. Und dabei wohnte sein Schwager einige hundert Schritte von ihm. Man konnte sich vom Bittnerschen Gute zum Kretscham mit einigermaßen lauter Stimme etwas zurufen.

Wäre Kaschelerst an jenem Tage dem Schwager in den Wurf gekommen, es hätte wohl ein Unglück gegeben.

Und das war noch nicht einmal Alles. An verschiedenen Stellen brücte den Bauer der Schuf. Der Viehhändler, dem die Kuh immer noch nicht ganz bezahlt war, hatte gemahnt. Die Gemeindeanlagen waren fällig für mehrere Termine. Der Bittnerbauer hatte sein Baargeld immer und immer wieder überzählt und seinen Kopf angestrengt. Er wußte keine Hülfquellen mehr. Er würde schuldig bleiben müssen, und in der Ferne drohte das Schreckgespenst der Pfändung.

„Ist es nicht ein wahrer Segen Gottes?“ rief Sam und blieb vor dem großen Kornfelde stehen, dicht am Hofe. „Hier wächst doch wirklich das reine Gold aus dem Boden!“

Das Wort löste dem Bittnerbauer die Zunge. Natürlich fiel er nicht mit der Thür ins Haus. Nach seiner bäuerlich verschlossenen, mißtrauischen Art fing er an ganz entlegener Stelle an und kam dann allmählig seinem Gegenstande vorsichtig näher.

Der Händler ließ sich erzählen. Mit theilnahmvollem Gesichte hörte er zu. Als der Bauer schließlich so weit war, daß er ihm rückhaltslos seine mißliche Lage eröffnete, nahm Sam eine ernstlich betrübte Miene an. Das thue ihm von Herzen leid, sagte er. „Ja, was wird denn da werden, mein guter Bittner? Die Gläubiger werden sich mit bloßen Versprechungen wohl nicht beruhigen. Was wird denn da werden?“

„Ja, wüßten Sie nich an Nath, Herr Harrassowits?“

„Ich? — Ich bitte Sie, mein Vester, wie könnte ich Ihnen da einen Rath geben; ich bin Kaufmann. In diesen ländlichen Dingen weiß ich gar keinen Bescheid.“

„Ich meente — ob Se nich vielleicht — wegen an Gelde . . .“

„Aber mein verehrter Freund! Wofür halten Sie mich denn?“

„Ich dachte ad — weil Sie mer doch schun eemal, und Se han mir bunnemals so freindlich gehulfa!“

„Ach, Sie meinen damals mit Schönberger! Ja, sehen Sie, da lag die Sache günstiger. Da war einfach eine todsichere Hypothek zu besetzen — aber hier . . . nein, das sind Sachen, mit denen sich ein reeller Geschäftsmann nicht gern abgiebt.“

Man ging fortan schweigend nebeneinander her. Der alte Bauer in stummer Verzweiflung. Er hatte bei all den Sorgen der letzten Tage im Stillen immer auf Harrassowits gehofft. Wenn alle Stränge rissen, wollte er sich an den wenden, der würde schon einspringen. Nun war es damit auch nichts!

Schon war man an das Gehöft herangekommen und ging an der hinteren Wand der Scheune entlang, da machte der Händler plötzlich Halt. „Bittner,“ sagte er, „ich habe mir die Sache überlegt: Ihnen muß geholfen werden. Einen Mann wie Sie, der sich so redlich müht, in der Klemme sitzen zu lassen, das bringe ein Anderer übers Herz, ich nicht! Ich werde Ihnen das Geld verschaffen, obgleich ich selbst noch nicht weiß, wo hernehmen. Denn ich habe Alles im Geschäft festgelegt. Unserer kann auch nicht immer so, wie er gern möchte. Aber geschafft muß es werden. Erst mal Ihre laufenden Schulden, die müssen Ihnen zunächst vom Halbe geschafft werden. Später wird dann auch für die Hypothek Nath werden. Sagen Sie mir, wie viel die Lapperschulden ausmachen.“

Dem alten Manne zitterten die Hände vor freudigem Schreck. Das Glück kam so überraschend, daß es ihm für Augenblicke das Dentvermögen völlig benahm. Er rechnete, nannte einige Zahlen, widersprach gleich darauf und fafelte unsicher zwischen seinen eigenen Angaben hin und her.

Sam klopfte ihm beschwichtigend auf den Rücken.

„Nun, nun, mein Guter! Nur keine Aufregung! Wir werden uns das nachher in aller Ruhe berechnen. Jetzt will ich mir mal Ihre Gebände von Innen ansehen.“

Man trat in die Ställe. Mit Kennerblick prüfte der Händler den Viehstand. Eine Kuh hatte die Trommelsucht. Sam gab gute Rathschläge für ihre Behandlung. Auch die Scheune besah er sich, prüfte das Gebälk. Selbst in den Schuppen warf er einen Blick. Er untersuchte, ob die Düngerstätte auch die Fauche halte. Dann betrat er den Garten, prüfte sich im Vorbeigehen eine Narzisse, die er ins Knopfloch steckte, ließ sich einen Augenblick auf der Holzbank nieder, die um den alten großen Apfelbaum gegenüber dem Westgiebel des Wohnhauses angebracht war.

Nichts gehe ihm über die Traulichkeit des Landlebens, erklärte er, und musterte das alte, freundliche Haus mit empfindsamen Blicken; am liebsten gäbe er sein Geschäft auf und würde selbst ein Bauer.

Inzwischen hatte die Bäuerin drinnen einen Kaffee zurecht gemacht, wie er im Bittnerschen Hause noch nicht getrunken worden war. Die wohlbeleibte Frau erschien dann selbst im Garten und bat mit ihrem schönsten Knix den Herrn zum Besper.

Es gab Butter, Quark und Honig zum Schwarzbrot. Sam kostete von Allem. Er schmeichelte sich dadurch, daß er so garnicht wählerisch war, nur noch mehr ins Herz der Wirthin ein.

Nachdem er sich satt gegessen und getrunken, lehnte er sich zurück und entnahm seiner Brusttasche ein Zigarrenetui. „Es ist doch gefattet, zu rauchen?“ fragte er lächelnd. „Nach einer guten Tasse Kaffee gehört sich eine Zigarre!“ Dann holte er aus seinem Rocke eine gewichtige Brieftasche hervor, die er vor sich auf den Tisch legte.

„Nun vielleicht zum Geschäftlichen, Herr Bittner, wemms recht ist?“

Der Bauer hatte inzwischen in einer Ecke des Zimmers sein Wesen für sich gehabt. Mit Hülf eines Stückes Kreide schrieb er dort Zahlen an die braune Wand. Jetzt wischte er die Zahlenreihe mit dem Rockärmel aus und trat zu dem Händler. „A Märker dreihundert wer'ch brauchen,“ sagte er mit gedämpfter Stimme, „was blufzig de Hand-schulden sen.“

Der Händler klappte die Brieftasche auf und blätterte darin.

„De Weibsen megen a mal nausgihn!“ sagte der Bauer, als er bemerkte, daß Ernestine und Therese lange Hälse machten und die Köpfe zusammensteckten. „Mutter, Du kammst bleba und Karle och!“ Die drei jüngeren Frauen entfernten sich darauf schleunigst.

Sam hatte der Tasche ein Packet blauer Scheine entnommen. „Ein glücklicher Zufall!“ sagte er, „daß ich gerade heute Geld einlassirt habe. Für gewöhnlich pflege ich nicht so viel bei mir zu tragen.“ Er legte drei Hundertmarkscheine nebeneinander auf den Tisch und behielt die übrigen in der Hand. „Hier wäre das Gewünschte, lieber Bittner! Soll ich Ihnen vielleicht noch hundert Mark darüber geben, da ich's einmal hier habe?“

Der Bauer starrte mit großen Augen auf das Geld, rührte aber keinen Finger und sagte auch nichts.

„Ihnen gebe ich Kredit, so viel Sie wollen, Bittner. Ein so tüchtiger Wirth wie Sie, mit solch einer Ernte auf dem Felde! Ihre Unterschrift ist mir so gut wie baar Geld.“

Dem alten Manne drehte sich Alles vor den Augen. Er sah bald den Händler, bald seine Frau an, die neben ihm stand. Durfte er denn seinen Simmen trauen? War das nicht etwa ein Spuk? Hier lag das Geld, das er brauchte, und noch mehr, auf der Tischplatte, so viel, um ihn aus allen seinen Nöthen zu reißen. Hier saß Einer, der ihm die Hülf geradezu aufnöthigte. Was sollte man davon denken?

In seiner Rathlosigkeit wollte er schon den ältesten Sohn um seine Meinung befragen. Aber Karl sah dem ganzen Vorgange mit einer so völlig verständnißloren Miene zu, daß der Alte diesen Gedanken schnell wieder fallen ließ. Er blickte fragend nach seiner Lebensgefährtin hinüber.

Die Bäuerin nickte ihm zu, ermutigte ihn: „Nimm's ad, Mann! nimm's ad an! Der Herr meent's gult mit uns — ne wahr?“

Der Bauer streckte die Hand aus und wollte nach dem Gelde greifen.

„Halt! Noch eine kleine Formalität!“ meinte Harrassowicz lächelnd und legte schnell sein Taschenbuch auf die Scheine. „Nur der Ordnung wegen! Wir stehen allzeit in Gottes Hand und wissen nicht, wie schnell wir abgerufen werden können. Dann fehlt es nachher an einem Belege. Das wollen wir doch nicht! Nicht wahr?“

Er hatte dem Taschenbuche einen schmalen, bedruckten Zettel entnommen. „Tinte und Feder ist wohl im Hause?“ Karl wurde beauftragt, das Gewünschte zu schaffen. „Ordnung muß sein in Allem. Das ist man sich als reeller Geschäftsmann schuldig.“ Sam füllte das Formular mit einigen Federzügen aus. „Also, ich schreibe Mark vierhundert. Es ist doch recht so?“ Niemand antwortete; der Bauer athmete so schwer, daß man es durch das ganze Zimmer vernahm. „Dann bitte ich nur hier zu unterschreiben,“ sagte der Händler, stand auf und reichte dem Alten die Feder.

Der Blütnerbauer stand eine Weile da, den Zettel drehend und wendend; mit hilflosen Blicken sah er Frau, Sohn und den Händler an. „Lesen Sie mir erst, Herr Blütnern!“ mahnte Harrassowicz. „Ungelesen soll man nichts unterschreiben.“ Der Bauer hielt das Papier mit zitternden Händen weit von sich ab und studierte lange. „Nur keine Sorge, mein Guter; es ist Alles drin, was drin sein muß,“ wigelte Sam. „Die ganze Geschichte ist in bester Ordnung. Bequemer kann ich's Ihnen nicht machen. Hier, das Geld! Sie bekennen: Werth in Paar empfangen zu haben und mir die Summe am ersten Oktober dieses Jahres zurückzuerstatten zu wollen. Da fällt die Ernte dazwischen, bedenken Sie das! Skoulantere Bedingungen kann ich nicht stellen. Das Papier hier brauche ich zu meiner Sicherung. Eine leere Formalität, weiter nichts, aber sie ist nun mal nöthig. Also, bitte!“ Der Alte überlegte noch immer. Seine arbeitenden Züge ließen auf den schwersten Seelenkampf schließen.

Sam nahm eine finstere Miene an. „Ich glaube gar, Herr Blütnern traut mir nicht!“ sagte er zu der Bäuerin. „In diesem Falle nehme ich mein Geld lieber zurück. Aufdrängen will ich mich nicht, nein! Ich dachte nur, ich könnte dem Herrn eine Gefälligkeit erweisen. Aber, wenn er nicht will...“ Mit seiner roth behaarten Hand griff er bereits nach den Scheinen.

„Traugott!“ rief die Bäuerin und stieß ihren Mann in die Seite. „Bis ne verrickt! Unterschreib ad das Briefel!“ Dann zog sie ihn am Ärmel, und raunte ihm zu: „Ar wird glei biese warn, wenn De no lange machst.“

Sie reichte ihm selbst die Feder. „Hier bitte, an dieser Stelle, Herr Blütnern! — Weiter rechts! . . . Hier! . . . Bloss den Namen.“ Der Händler wies mit dem Finger genau auf den Fleck.

Und so unterschrieb der Blütnerbauer den Wechsel.

VIII.

Pauline ließ volle vierzehn Tage ins Land gehen, ehe sie der Aufforderung von Komtesse Ida, sie im Schlosse aufzusuchen, nachkam. Sie wäre möglicher Weise überhaupt nicht dorthin gegangen, wenn nicht ihre Mutter sie unausgesetzt dazu angetrieben hätte.

Eines Nachmittags also zog sie ihr Kirchentkleid an und setzte den neuen Hut auf, den sie sich von Gustavs Gelde angeschafft hatte. So ging sie in ihrem Feiertagsstaat nach dem Schlosse.

Die Herrschaft Saland lag ungefähr eine halbe Stunde Wegs von Halbenau entfernt. Ein eigentliches Dorf war nicht vorhanden; aber das Schloß mit seinen Nebengebäuden bildete an sich einen stattlichen Häuserkomplex. Ein ausgedehnter Park mit Rasenplätzen, Teichen, Gebüschen und Baumgruppen umgab das Herrenhaus. Die eigentlichen Grenzen dieses Parkes waren kaum festzustellen, da er sich in die ausgedehnten Wälder der Herrschaft verlor. Pauline ging auf der großen Heerstraße, die

unfern vom Schlosse vorüberführte, hin. Sie bog nicht in den breiten Fahrweg ein, der sich in Schlangelinien durch den Park zog, und schließlich über einen jetzt trocken gelegten Wallgraben vor das Portal des Schlosses führte. Sie wählte vielmehr einen schmalen Seitenpfad. Das Mädchen war mit den Gebräuchen und Sitten des gräflichen Haushalts bekannt. Sie wußte, daß gewöhnliche Leute vom Kastellan garnicht erst zum vorderen Portal eingelassen wurden. Für Ihresgleichen gab es einen besonderen Eingang durch das Hinterportal. Sie wollte auch zunächst nur die gräfliche Wirthschafterin besuchen, Mamsell Dumille, die mit ihrer Mutter gut bekannt war und die sie selbst auch kannte von jener Zeit her, wo sie auf dem Hofe gearbeitet hatte. Mit Mamsell Dumille wollte sie erst Rücksprache nehmen und hören, ob Komtesse Ida überhaupt anwesend und ob sie allein sei. Das Mädchen war sich noch garnicht im Reinen darüber, ob sie den Besuch bei der Komtesse nicht schließlich doch unterlassen solle.

So näherte sie sich auf Seitenpfaden dem Schlosse, einem mächtigen Steinviereck mit hohen, kahlen Wänden, kleinen, weißeingerauteten Fenstern und einem klobigen Thurm, der jäh aus einer Ecke aufsprang, wie ein schützender Niese. Von geschmackvoller Gliederung war an diesem Bau nichts zu spüren, aber das Ganze wirkte durch seine Masse und Wucht imponierend.

Dem Mädchen klopfte das Herz gewaltig. Der Anblick des Schlosses hatte immer etwas Erdrückendes für sie gehabt. Daß es auch nur ein Bau sei, von Menschen aufgeführt, zur Behausung für Menschen bestimmt, nur größer und fester als ihre armselige Hütte, ein solcher Gedanke war ihr noch nie gekommen. Das Schloß war eben das Schloß für sie. Seinesgleichen gab es nicht auf der Welt, und seine Bewohner waren höhere Wesen, die mit gewöhnlichen Sterblichen zu vergleichen ihr nicht im Traume eingefallen wäre.

Der hintere Thorweg war offen. Pauline gelangte durch eine gewölbte Einfahrt in den vieredigen Schloßhof, der mit großen Steinplatten ausgelegt war. Die Innenwände des Schlosses waren von hundertjährigem Epheu bis zum dritten Stockwerk dicht überzogen. Nur die Fenster wurden freigelassen von dem dunkelgrünen Geranke. Dicht am Erdboden zeigten diese Epheustücker einen Durchmesser von Armesstärke. Ueber Thüren und Fenstern waren Hirschgeweihe von beträchtlicher Endenzahl angebracht. Ein Paar dorische Säulen, die das Portal flankirten, trugen einen steinernen Löwen, der in aufrechter Haltung bränend das gräfliche Wappen in seinen Vorderpranken hielt.

Pauline kreuzte diesen Hof. Sie wagte nicht links noch rechts zu blicken, ihr war zu Muthe, als sei sie auf verbotenen Wegen. — Gott sei Dank, Niemand begegnete ihr! Dann schlüpfte sie durch eine kleine Pforte in einer Ecke des Hofes, die, wie sie wußte, auf den Küchengang führte. Hier stand sie nun klopfend dem Herzen und wartete, bis Jemand von dem Gesinde sie bemerken würde.

Ein Mädchen, das aus der Küche kam, sah sie stehen und forschte, was sie hier wolle. Pauline fragte in schüchternem Tone nach Fräulein Dumille. Die Bedienstete klopfte an die nächste Thür. „Mamsell, hier is Jemand, der zu Sie will!“ Die Wirthschafterin erschien in der Thür, die Oeffnung mit ihrer stattlichen Figur nahezu ausfüllend.

„Katschners Pauline!“ rief sie. „Sieh eins an! Na, Mädchel, läßt Du Dich auch mal wieder blicken? Ich sagte noch gestern — oder wars vorgestern — sagte ich: was nur mit der Pauline sein mag. Und Komtesse Ida hat auch schon befohlen, wenn Pauline Katschner kommt, soll sie gleich zu ihr geführt werden, nämlich zur gnädigen Komtesse. Na, da komm' mal 'rein zu mir, Mädchel!“

Die Dame faßte Pauline ohne Weiteres an der Schulter und schob sie in das Zimmer, dessen sich Pauline von früher her recht gut entsann; es war die „Mamsellstube“. Pauline mußte sich setzen und erzählen. Für die Dumille war der klatsch Lebensbedürfnis. Sie interessirte sich mit seltener Weisheit für die intimen Verhältnisse von Jedermann; am liebsten freilich hörte sie Liebesgeschichten.

In der herrschaftlichen Küche stand Tag ein, Tag aus eine Kaffeekanne am Feuer. Die Mamsell wußte nur zu gut, welch zungenlösende Wirkung dieser Trank besonders auf ihr Geschlecht ausübt. Auch vor Pauline wurde heute eine Kanne aufgesetzt, nebst Kuchen, der ebenfalls für solche Gelegenheiten stets vorrätzig war.

Nun wurde das Mädchen ausgefragt. Vor Allen mußte sie über ihren Gustav berichten, ihren „Bräutigam“, wie die Mamsell sich gewählt ausdrückte. Was er treibe und ob er viel an sie schreibe. Die Dumille ging in ihrer Theilnahme so weit, zu forschen, ob Pauline etwa Briefe von ihm bei sich habe, und schien zu bedauern, als Pauline das verneinte. Ob sie denn auch sicher sei, daß er sie heirathen werde, fragte sie schließlich. Pauline erröthete und meinte mit gesenkter Stimme, sie glaube es.

Die Dumille war eine große, wohlbeleibte Frauensperson. Ihren grauen Scheitel deckte eine weiße Haube mit lila Bändern. Das Meiste an ihr und um sie, von diesen Bändern anzufangen, trug das Gepräge des Hängenden. Die Säcke unter den runden Augen, die schlaffen Lippen zwischen bauschigen Wangen, das Unterkinn, der Busen — kurz, Alles an dieser Person zeigte das Bestreben, sich in schlaffer Fülle bodenwärts zu senken.

Uebrigens wiesen ihre Züge den Ausdruck ungemachter Gutmüthigkeit auf. Sie sprach mit etwas schwerer Zunge, was ihren Redeeifer aber keineswegs beeinträchtigte. Mit erstaunlicher Gedächtniskraft, besonders für unwichtige Dinge, schien sie begabt und von ungewöhnlichem Interesse für die Geheimnisse Anderer erfüllt.

Nachdem sie aus Pauline alles Wissenswerthe herausbekommen, rief sie das Küchenmädchen herbei. „Von dem Dessert einpacken! Mandeln und Rosinen, Chokolade kann auch dabel sein!“ befahl sie. „Für den kleinen Gustav was zum Knabbern,“ fügte sie in leutseligem Tone hinzu.

Die Dumille war bekannt ob ihrer Freigebigkeit. Für Bettler und Landstreicher war Schloß Saland ein wahres Eldorado oder, wie es in der Bagabundensprache heißt: eine „dufte Winde“, wo anständig „gestochen“ wurde. Es war bei Mamsell Dumille Gesetz, Niemanden unbeschenkt von dannen ziehen zu lassen, so erforderte es die Ehre eines herrschaftlichen Haushaltes. „Almosengeben armet nicht!“ war ihr Lieblingswort. Und da sie die Freigebigkeit nur auf Kosten ihrer Herrschaft ausübte, traf das Sprüchwort bei ihr auch wörtlich ein.

Pauline wurde mit einer großen Döte, angefüllt mit Süßigkeiten, die sie in ihre Rocktasche versenken mußte — damit „die Herrschaften nichts merkten“ — entlassen. Sie bekam auch Grüße für ihre Mutter mit, die sollte die Wirthschafterin doch bald einmal besuchen. Eine Jose, von denen es in diesem Hause eine Menge zu geben schien, wurde angewiesen, Pauline zu der Komtesse zu führen, deren Zimmer sich im ersten Stockwerk befand. (Fortsetzung folgt.)



Die Pariser Februar-Revolution 1848.

Im Hochland stel der erste Schuß,
Im Hochland wider die Pfaffen!
Da kam, die fallen wird und muß,
Ja, die Lawine kam in Schuß —
Drei Länder in den Waffen!
Schon kann die Schweiz von Siegen ruh'n:
Das Urgebirg und die Ragelstuh'n
Bittern vor Luft bis zur Krone.

Freiligrath.

Das einzige deutsche Land, das sich bis in die neueste Zeit altgermanische Rechts- und Staatsgrundsätze erhalten hat, die Schweiz, hat die Lawine der großen europäischen Umwälzung von 1848 ins Rollen gebracht. Schon die Jahre vorher war verschiedene Male zu den Waffen gegriffen worden, um die klerikale Reaktion unschädlich zu machen, die in dem sogenannten Sonderbund der Urkantone Schwyz, Uri und Unterwalden mit Luzern, Freiburg und Zug, zu denen 1845 noch Vallis trat, vom Herbst 1843 ihre politische Verkörperung

gefunden hatte. Im sogenannten Sonderbundsriege erlagen die sieben katholisch-reaktionären Kantone, die allgemeine europäische Revolution vom folgenden Jahre (1848) machte es glücklicherweise unmöglich, daß die Einmischungsabsichten Oesterreichs, Frankreichs und Preußens, die Fortschritte im demokratischen Sinne lahm zu legen, von Erfolg begleitet waren.

In Frankreich hauste seit 1830 das System Louis Philipps, das sogenannte Bürgerkönigthum, das nach Lafayette's Wort den „Thron, umgeben von republikanischen Einrichtungen“, darstellen sollte. Gerade so dachte unter Karl X., dem Vorgänger Louis Philipps, der biedere Premierminister Polignac, dem man das Glaubensbekenntnis in den Mund gelegt hat: „Ich liebe Papa, den lieben Gott, ich liebe

forderung wurde von denen, an die sie gerichtet war, auch ausgiebigst Folge geleistet und damit folgerichtig der Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat immer mehr verschärft.

Auf der einen Seite erwuchs aus diesen Zuständen eine sozialistische Theorie, eine sozialistische Schule in Frankreich, deren Häupter St. Simon, Proudhon, Cabet, Cusantin u. A. allerdings Utopisten waren und glaubten, es sei zur Herstellung eines Staates auf Grundlage sozialer Gerechtigkeit nur nötig, den guten Willen der Besitzenden zu gewinnen, ihr Gewissen zu wecken durch Mahnungen des Evangeliums vom sozialen Christenthum.

Gleichwohl ist die von diesen Utopisten geübte Kritik des Bestehenden grundlegend geworden für den späteren wissenschaftlichen Sozialismus.

der wirtschaftlichen Umwälzung zu entziehen und gegen die Monarchie abzulenken suchten.

Fortwährend gährte es in allen Ecken und Enden Frankreichs. Der König wechselte die Minister wie andere Leute die Heubden, war aber nie ernstlich gewillt, die ihm von der Konstitution auferlegten Schranken ehrlich einzuhalten.

Das Attentat Fieschi's gegen den König am 28. Juli 1835 gab den willkommenen Anlaß zu einer rücksichtslosen Preßgesetzgebung und zu verschärfenden „Reformen“ der Justiz. Die Folge davon war — eine ganze Reihe weiterer Mordanschläge auf den König, denen er indeß allen mit wahrhaft wunderbarem Glück entging.

Indessen geht der Krug doch nur so lange zu Wasser, bis er zerbricht. Demokraten und Sozialisten



Der Thronsaal in den Tuileries am 24. Februar 1848.

auch Mama, die Revolution!“ Dieses farblose Regime, nicht Fisch, nicht Fleisch, welches nun von dem erfolgreichen Räufespinner Louis Philipp I. achtzehn Jahre lang gehalten wurde, fand natürlich schnell bei den auswärtigen Regierungen Anerkennung.

Das Bestreben des „Bürgerkönigs“, der ein echter, rechter König der Bourgeoisie war, ging offensichtlich darauf aus, alle demokratischen Schranken seiner Macht zu beseitigen und sich lieb' Kind zu machen bei den Großmächten. Daneben suchte sich Louis Philipp durch lächerlich-spießbürgerliche Neußerlichkeiten beim Publikum beliebt zu machen.

In der That blühten auch unter dieser Bourgeoisie-Protektion der bürgerliche Kapitalismus und die Ausbeutung der neuen Klasse, der proletarischen Arbeiter, lustig empor. „Enrichissez vous!“ (spr. angrischiffel wuh, d. i. „Vereichert Euch!“) rief der wiederholt an der Spitze der Regierung stehende Minister Guizot (spr. Gijoh, geb. 1787, gest. 1874), der klassische Vertreter der kapitalistischen Ausbeutungsgier der Bourgeoisie, dieser zu. Dieser freundlichen Auf-

Andererseits entstanden eine Menge geheimer Revolutionsgesellschaften, für die ganz vorzüglich Louis August Blanqui sein Leben lang (1805—1881, wovon er 37 Jahre in Gefängnissen zubrachte), unermüdlich gewirkt hat.

Im November 1831 brach in Lyon ein gewaltiger Weberaufstand aus, der brutal niedergeschlagen wurde, ebenso wie der Putzch in Paris vom Mai 1839, bei dem sich die Empörer, angeführt von Armand Barbès (spr. Armand Barbäh, geb. 1809, gest. 1870) des Stadthauses bemächtigt.

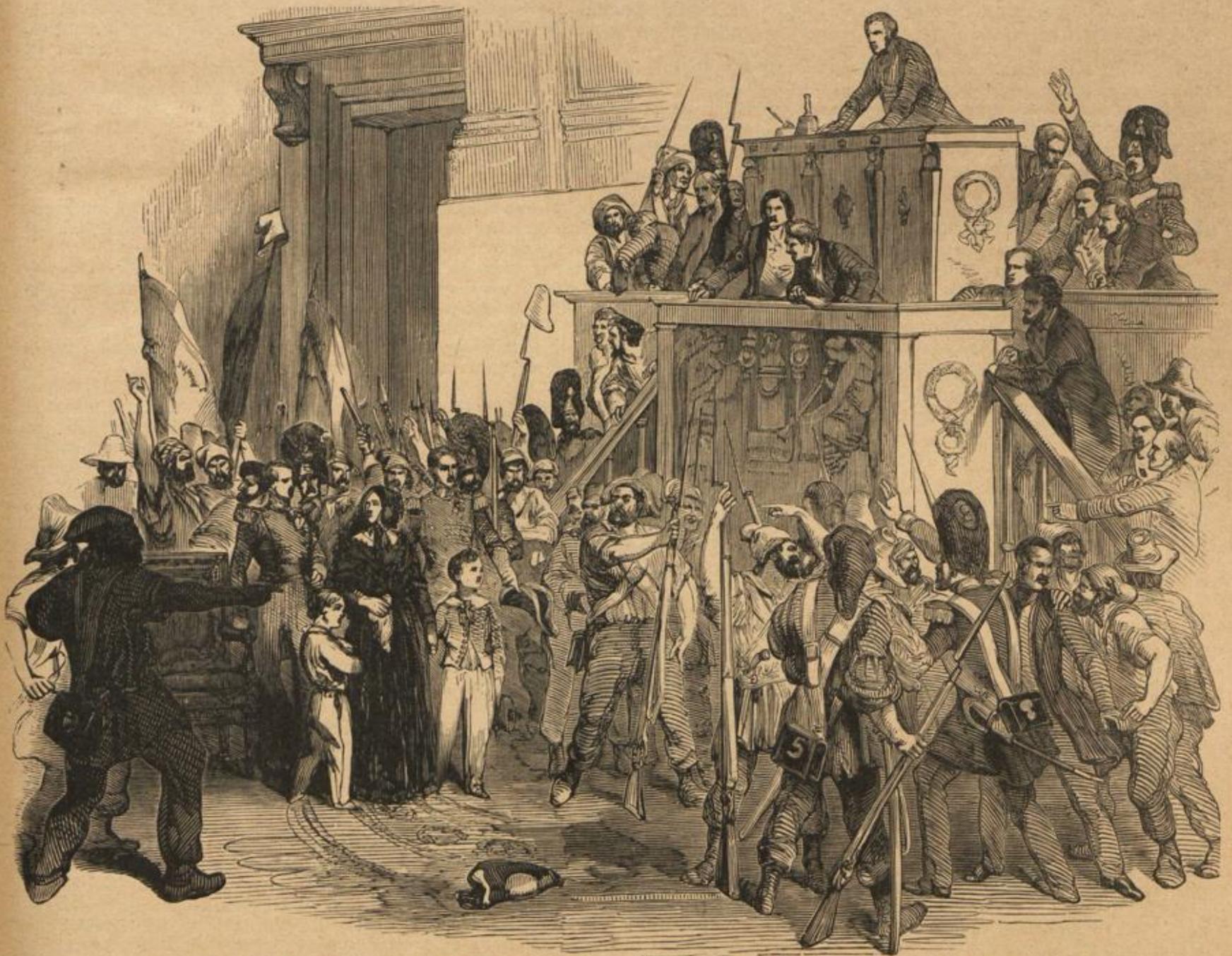
Aber auch die „honneten“ Bürgerlichen hatten ihre Umsturzpläne. 1838 suchte der kleine Neffe des großen Napoleon eine Militärrevolte in Strassburg anzusetzen, wurde aber bei seiner Landung in Boulogne am 6. August 1840 gefangen und in eine Festung gesperrt. Die bürgerliche „Reform“ schrieben diejenigen Bürgerlichen auf ihr Banner, welche wohl mit dem Königthum ebenso unzufrieden waren, wie mit einem erneuerten Napoleonischen Cäsarismus, noch mehr aber die revolutionäre Kraft der Arbeiter

waren einig in der Entrüstung über die Art, wie die Kammerwahlen vor sich gingen, und über eine Reihe anderer offenkundiger Mißstände und Ungerechtigkeiten.

Zu Gunsten der gewünschten Reformen demonstrierte man damals in Paris durch Bankette, bei denen lebhaft Reden gehalten und allerlei Resolutionen gefaßt wurden. Diese Reformbankette, wie man sie nannte, waren natürlich der Regierung des Bürgerkönigs sehr unbequem. Als ein solches für den 22. Februar 1848 geplant war, traf man Vorbereitungen, es zu verhindern, und da die Opposition es auf einen Zusammenstoß zwischen Volk und Truppen nicht ankommen lassen wollte, unterblieb das Bankett. Der Ort des beabsichtigten Demonstrationsfestes war von der Regierung mit Linientruppen und Municipalgarden besetzt worden; mit letzteren, dem Volke feindlicher und verhaßter als die ersteren, kam es zu Meibereien und Auseinandersetzungen der Masse, die ihrerseits mit Steinwürfen antwortete.



Barrikade in der Rue St. Martin in Paris am 23. Februar 1848.



Eintritt der Herzogin von Orléans in die Deputirtenkammer zu Paris am 24. Februar 1848.

Zu der folgenden Nacht sah man große Mengen ärmlich gekleideter Leute mit arbeitgeschwärtzen Gesichtern, meist ohne Waffen, ruhig und in geschlossenen Reihen durch die Straßen marschiren: das Aufgebot des Proletariats rückte an. Municipalgarden zu Pferde sprengten durch die Straßen. Die soeben aufgebotene Nationalgarde sympathisirte mit dem Volke. Die Lage wurde immer besorgnißregender.

Jetzt sah selbst der König ein, daß es ihm nichts half, den Bürgerkönig gespielt zu haben, daß selbst die Bourgeoisie abfiel. Er griff zu dem alten, schier abgebrauchten Mittel eines Ministerwechsels. Das Volk rief: Nieder mit Guizot! Der König ließ ihn fallen und beauftragte den Grafen Molé mit der Bildung eines neuen Kabinetts. Derselbe Mann war schon 1836, 1838 und 1839 in ähnlichen Lagen als Nothnagel verwendet worden.

Die Bourgeoisie sah in dem Ministerwechsel Gott weiß welchen Erfolg der „honneten“ Revolution und überließ sich aufgeregtester Freude: die Revolution schien vorüber zu sein.

Der Platz vor den Tuilerien war von Truppen besetzt, den Palast selbst bedrohte kein Mensch, und nur in entfernteren Stadttheilen lärmten Volkshaufen, die jedoch keinerlei ernste Besorgnisse erregten.

Vor dem Palais Guizot drängte sich eine große Menge von neugierigen, unbewaffneten Leuten, als ganz plötzlich ein Schuß fiel, der das Pferd eines Offiziers verwundete. Wer den Schuß abgefeuert, blieb unbekannt: mit aller Bestimmtheit wurde behauptet, daß er aus dem Garten des Ministerhotels gekommen sei.*

Die Truppen, welche vor dem Palast standen, feuerten nun eine volle Salve in die Volksmenge, diese stob, Rache und nach Waffen rufend, auseinander.

Der Tanz begann von Neuem. Es machte gar keinen Eindruck, als am 24. Februar eine von Thiers und Odilon Barrot gezeichnete Proklamation Auflösung der Kammer, Gewährung der Wahlreform und Einstellung der Feindseligkeiten zusagte. Eintausendfünfhundert Barrikaden entstanden während der folgenden Nacht und die Aufregung wuchs fortwährend.

Da dankte der Bürgerkönig zu Gunsten seines Entfels, des Grafen von Paris, ab, er selbst entwich nebst Familie und Werthpapieren nach St. Cloud, dann nach England.

Die Kammer setzte eine improvisirte Regierung ein, zu der zum ersten Male als „Vertreter des vierten Standes“ die „Sozialisten“ Louis Blanc, Ledru-Rollin und der Schloffer Albert** gehörten.

Am 27. Februar wurde auf dem Bastilleplatz die Republik ausgerufen, nachdem Tags vorher durch die Arbeiter der Regierung ein Dekret bezüglich des „Rechts auf Arbeit“ abgenötigt worden war. In demselben hieß es: „Die provisorische Regierung der französischen Republik verpflichtet sich, die Existenz des Arbeiters durch die Arbeit zu garantiren; sie verpflichtet sich, allen Bürgern Arbeit zu garantiren; sie erkennt an, daß die Arbeiter sich assoziiren müssen, um den legitimen Ertrag ihrer Arbeit zu genießen. Die provisorische Regierung giebt die fällige Million der Civilliste zurück an die Arbeiter, denen sie gehört.“

Wie diese schönen Versprechungen ebenso wie die eines Arbeiterministeriums und vieles Andere durch Lahmlegung Blancs und Alberts seitens ihrer Kollegen in der Regierung zu Wasser gemacht wurden, wie die berühmten „Nationalwerkstätten“ zum reinen Hohn auf Das gemacht wurden, was Louis Blanc durch sie schaffen wollte, sollte ausführlich erzählt werden, wozu aber hier der Raum nicht ist; vielleicht ein anderes Mal.

Die weltgeschichtliche Bedeutung der Februarrevolution ist aber die, daß hier das moderne Proletariat zum ersten Male Massenbewußt und bis zu einem gewissen Grade selbstständig in die Weltgeschichte der Neuzeit eingreift.

* Solche Mißverständnisse und Räthsel für den Geschichtsforscher finden sich öfter in den Revolutionszeiten. Man denke an die Berliner Vorgänge im März 1848.

** Geboren 1815, Mitglied der provisorischen Regierung, dann Deputirter, zur Deportation verurtheilt, erst 1859 durch die Amnestie befreit; er starb erst 1894.

Wanderungen durch Zeit und Raum.

Von Th. Overbeck.

XIII.

Die Ablagerungen der Urzeiten und die eingeschlossenen Reste alter Lebensformen.

Unsere letzte Betrachtung hatte uns nothgedrungen auf ein höchst dunkles Gebiet geführt, dunkel in erster Linie, weil das größte Räthsel des Alls, die Frage nach dem Ursprung und dem Wesen des Lebens, in den Kreis der Betrachtung gezogen werden mußte, dann aber auch, weil älteste Lebensformen zu schildern waren, von denen Reste in den Schichten der Erdrinde, wegen der meistens gallertartigen und weichen Konsistenz dieser Urformen, nur äußerst selten erhalten sind.

Bevor wir jedoch zur Schilderung der Naturverhältnisse und der organischen Formen der Urzeiten unseres Erdballs übergehen, ist es geboten, kurz die Grundlagen zu betrachten, auf denen das gewaltige Gebäude der modernen Geologie (Lehre von der Entstehung der Erde) und Geologie (Lehre von dem Erdkörper in seiner jetzigen Erscheinungsweise und seiner allmählichen Entwicklung) errichtet ist, da sonst vermuthlich Vielen die späteren Erörterungen theilweise unverständlich bleiben dürften.

Die Erde hat ihre Geschichte seit den urältesten Zeiten, als noch kein menschlicher Fuß sie betreten, genau verzeichnet, und zwar belegt mittelst unwiderleglicher Dokumente, allerdings nicht aus vergänglichem Pergament und Papier gebildet, sondern aus nahezu ewigem Fels bestehend, dessen organische Einschlüsse eine Schriftsprache bilden, dem Eingeweihten ebenso verständlich wie das geschriebene und gedruckte Wort.

Diese Felsmassen der Erdrinde sind nun im Wesentlichen auf die Thätigkeit zweier Faktoren zurückzuführen: auf die des Feuers und des Wassers. Erstes schuf die alten plutonischen Gesteine: Granit, Sphenit, Serpentin, Diorit, Porphyry und Melaphyr, sowie die jüngeren vulkanischen: Basalt, Trapp, Dolerit, Trachyt und Lava, welche sämmtlich ursprünglich in glühend-flüssigem Zustande den Erdkern bildeten und meistens durch Krater, Schloten und Spalten aus dem Erdinnern hervorbrachen; das Wasser dagegen löste große Massen dieser feuergebildeten Stoffe wieder auf, zerschlemmte sie und lagerte sie dann später, in Folge der Schwerkraft, in ursprünglich wagerechten Schichten wieder ab, welche horizontale Lagerung durch vulkanische Erschütterungen allerdings meistens bald wieder gestört, zerrissen und verworfen wurde.

Derartige Wasserablagerungen sind Gneis, die meisten Kalkgesteine, Thonschiefer und Sandsteine. Mit Ausnahme des Gneises, in welchem organische Einschlüsse noch nie mit Bestimmtheit nachgewiesen wurden — denn das in voriger Abhandlung erwähnte älteste Lebewesen, das Cozon, findet sich nicht im Gneis selbst, sondern in Kalkknollen eingebettet im Gneis —, weisen die meisten dieser Wasserbildungen organische Einschlüsse auf, d. h. meistens in Stein verwandelte Reste ehemals lebender Thiere, Pflanzen und Protisten.

Diese uralten Reste früherer Lebensformen sind nun auf verschiedene Weise der Nachwelt überliefert worden, und zwar als echte Versteinerungen, als Abdrücke, Abgüsse, verkohlt, mumifizirt, oder auch die jüngsten noch in ihrer ursprünglichen Substanz.

Bei den richtigen Versteinerungen ist die ganze Masse der erhaltenen Gegenstände in Stein umgewandelt, meistens in Folge Durchtränkung mit mineralischen Lösungen, die Abdrücke dagegen sind in der Weise entstanden, daß Organismen, vorzüglich Pflanzentheile, Blätter (doch auch zuweilen Thierfährten), sich auf feuchtem Boden oder in Schlamm abprägten und die Form dann allmählich zu Stein erhärtete, während der abformende Gegenstand zerfiel. Auf feuchten, lehmigen Wegen des herbstlichen Waldes wird man derartige, allerdings noch nicht versteinerte Abdrücke erblicken, wenn man auf den Boden festgetretene Blätter aufhebt.

Bei Abgüssen, welche sich vorzugsweise von

Muscheln finden, ward der Gegenstand völlig von Schlamm, Thon, Kalk oder Sand umhüllt und dadurch abgeformt. Darauf zerfiel und verschwand die organische Substanz, einen Hohlraum hinterlassend, welcher sich später wieder mit mineralischem Stoffe füllte, der, zu Stein erhärtend, die genaue Form des Gegenstandes dauernd aufbewahrte.

Die Abgüsse der inneren Bindungen und Formen der Schnecken und Muscheln bilden die Steinkerne benannten Objekte, welche sich in Kalkgesteinen oft in zahllosen Mengen finden. Für die Verkohlung bieten Graphit, Anthracit und Steinkohle Beispiele; Mumifizirung zeigen Braunkohle, Torf und die Beutel von Tintenfischen aus den alten Kiaschichten von Lime-Regis. — In ursprünglicher Substanz erhalten sind Zähne von Haifischen, Muscheln und Schnecken junger Ablagerungen und Zähne und Knochen der meisten Säugethiere des Tertiärs und Diluviums, z. B. des Mammuth und Mastodon. Das relative Alter dieser Ueberreste längst verstorbener Thier- und Pflanzenformen ergibt sich nun aus ihrer Lagerung; das Tiefliegende ist das ältere, das diesem Aufgelagerte ist jünger.

Nur äußerst selten findet man Ablagerungen, bei denen vulkanische Erschütterungen das Oberste zu unterst gekehrt haben.

Von diesen durch das Wasser abgelagerten Gesteinen mit organischen Einschlüssen, den Sedimentgesteinen, giebt es eine erhebliche Anzahl, doch würde es hier zu weit führen, näher darauf einzugehen. Die ganze Entwicklungsperiode unserer Erde zerlegt nun die Geologie in verschiedene Epochen, in deren jede die derzeit existirende Lebewelt in großen Zügen einen gewissen gemeinsamen Charakter besaß. Die ältesten, den plutonischen Urgesteinen, den vermuthlich ersten Erstarrungsprodukten des erkaltenden Erdballes auflagernden Massen, repräsentiren die Primordialepoche oder Urzeit der Erde.

Diese Urmasse zerfallen in drei Hauptgruppen, deren älteste, die Laurentische Formation, vorzugsweise aus Gneis gebildet ist und in deren untersten Lagen sich die Knollen von Urkalk mit dem ältesten Lebewesen, dem besprochenen Eozoon canadense, fanden.

Darüber lagert die Cambrische Formation, eine mächtige Schieferbildung mit einzelnen Spuren von Seepflanzen.

Dann folgt die Silurformation, Grauwade oder älteres Uebergangsgewirge, welche bereits eine große Anzahl oft äußerst formschöner Thierreste enthält, alle jedoch nur niedrigstehenden Formen angehörend, Korallen, Muscheln, Schnecken und Krebse, vereinzelt auch höchst einfach organisirte Fische.

Darauf folgt die Primärepoche mit sich langsam höher und höher entwickelnder Lebewelt, zerfallend in die Devonische, Carbonische und Permische Formation, benannt nach dem Hauptaufreten der Gesteine in Devonshire in England und Perm in Ost-Rußland, die Carbonische nach den in ihr sich vorzugsweise findenden Steinkohlen.

Auf diesen Primärschichten lagert die nächstjüngere, die Sekundärformation, zusammengesetzt im Wesentlichen aus einer Reihe verschiedener Kalk-, Thon- und Sandgesteine. In diesen Ablagerungen erhebt sich das Thierreich bereits zu einigen niedrig stehenden Säugethierformen, ähnelnd unseren heutigen Beuteltieren.

Die nun folgende Tertiär-Epoche, die Molasse (abgeleitet von mollis, weich, da die meisten Tertiärgesteine weich sind) oder das Braunkohlengebirge, nähert sich bereits hinsichtlich seiner organischen Welt sehr der Jetztzeit und fanden sich in ihr auch vor etwa zwei Jahren die ersten zweifellosen Spuren des Urmenschen (Pithekanthropus erectus), einer genau in der Mitte zwischen dem Affen und dem Menschen stehenden Uebergangsform.

Auf dieser Tertiärschicht lagert nun noch das Quartär, zusammengesetzt aus dem älteren Schwemmland oder Diluvium, gebildet aus noch nicht in Stein verwandelten Sand-, Kies- und Thonmassen, und das Alluvium oder jüngere Schwemmland, letzteres im Wesentlichen die heutige Erdoberfläche darstellend, obgleich auch das Diluvium vielfach direkt zu Tage tritt.

Es ist wohl kaum nöthig, zu erwähnen, daß solch' scharfe Gliederung der Perioden wie auf dem Papier in der freien Natur nicht durchzuführen ist, denn vielfach greifen dieselben ineinander über, da langsam, ohne bestimmte Trennungsgrenze, eine Zeit in die andere hinüberleitete.

Welche Zeit nun verfloßen, seit das erste Leben der Erde emkeimte, entzieht sich jeder Beurtheilung, sicher aber ist der Zeitraum ein ungeheuer großer. Führte doch eine Schätzung die Zeit der ersten Oberflächenerstarrung rund 4000 Millionen Jahre rückwärts (vergl. Abhandlg. XI: „Das Sonnenstadium der Erde“).

Die Erdoberfläche früherer Zeiten, bedeckt mit mächtigen Ozeanen, in denen ein gewaltiges, junges Leben sich regte, und Ländermassen mit wunderbaren Pflanzengebilden und Wäldern, in denen an eine Märchenwelt gemahnende Thiergestalten sich tummelten, wird uns nächstes Mal beschäftigen, wobei sich zeigen wird, daß unsere heutige Lebenswelt, trotz ihrer von der Urzeit abweichenden Formen, dennoch nichts ist, als die Veränderung und auch oft Bervollkommnung alter Gebilde, darstellend die letzten, jüngsten Maschen eines weitverzweigten Netzes, dessen älteste, vermorschte Fäden in grauer Vorzeit enden.



Gerichtsrath Johannmann.

Novelle von G. Macash.

(Fortsetzung.)

Die Näthin haßte die Menschen. Sie haßte Jeden, der glücklicher und zufriedener war als sie. Sie haßte Jeden, der lachen und sich freuen konnte. Sie sah in dem Lachen der Anderen einen Hohn, eine Beleidigung für sich. Nur einen Trost hatte sie: die Tageszeiten. Diese wurden zuletzt ihre ausschließliche Zerstreuung. Sie las die Unglücksfälle, die ganze Reihe von Verbrechen und Katastrophen. Es freute sie zu wissen, daß es draußen in der Welt viel, viel Elend gebe. Jedes große Unglück, bei dem viele Menschen zu Grunde gingen, jeder Brand, jeder Zusammenstoß zweier Eisenbahnzüge, jede Explosion — Alles dies erregte in ihr eine hämische Freude. Sie sah darin eine Art von höherer Gerechtigkeit, die Alles so ordne, daß die Menschen nicht zu übermüthig in ihrem Glücke werden. Sie sah darin auch eine Vergeltung für ein stilles Glück. Denn sie meinte, so müsse das Ende immer sein für Alle, die einmal sorglos und friedlich dahingelebt hatten. So müsse das Ende Aller sein, die nicht an das Ende dachten.

Solche Unglücksfälle las sie zweimal, dreimal. Sie sah im Geiste die entsetzlichen Szenen, in denen hilflose Menschen unter furchtbaren Qualen mit dem Tode rangen.

Aber mit der Zeit stumpfte die Freude an diesem Schadenersatz ab. Das Leid der Anderen war nicht mehr im Stande, ihr eigenes Leid zu mildern.

Und zur größten Qual wurden ihr nun bald die Nächte.

Die Angst ließ sie nicht schlafen. Ihre Phantasie arbeitete in der Dunkelheit fieberhaft und malte ihr die schrecklichsten Bilder vor. Jetzt wacht er auf! dachte sie Nacht für Nacht. Er wird sich losmachen und hierher fliehen. Wahnsinnige haben Riesenkräfte und können Thüren mit Leichtigkeit sprengen. Und Wahnsinnige sind schlau. Vielleicht hat er sich schon in der Dunkelheit Abends hierher geschlichen. Jetzt wird er auf den Behen die Treppe heraufkommen. Vielleicht hat die Marie, das Scheusal, die Thür zu schließen vergessen. Jetzt hocht er vielleicht schon in der Kammer und lauert. Er hocht und horcht und wartet. Dann wird er eintreten — es ist ganz dunkel: man kann nicht sehen, wenn er eintritt. Vielleicht ist er schon herinnen. Denn er sieht, er hat Augen wie eine Kage — mein Gott! mein Gott! Nur nicht schlafen — sonst bin ich verloren —

Nacht für Nacht malte ihre Phantasie dasselbe Bild und kalte Schauer rieselten über ihren Körper. Bald verkroch sie sich unter die Decken und hielt sich die Ohren zu und wimmerte leise. Bald richtete

sie sich im Bette auf und erwartete den Angriff und wagte kaum zu athmen.

In diesen qualvollen Stunden fiel es ihr endlich ein zu beten. Sie hatte viele Jahre nicht gebetet und eines Nachts versuchte sie mit zitternden Lippen das Vaterunser. Sie begann es einmal, zweimal, dreimal — aber die Angst erstikte die Gedanken in ihr. Sie fand die Fortsetzung nicht und fing immer wieder von vorne an. Und dazwischen brachen ihre Angstvorstellungen durch. Es war ein wahnsinniges Gemisch von Gebet und Lästerung. Oft betete sie: Herr, gib, daß er morgen mit zerschelltem Kopf im Hofe liegt! Ein anderes Mal: Im Schlafe wird er mich erdroffeln — morgen werden sie mich finden, und die Gertrud, wie die sich freuen wird! O, wenn er doch die erdroffeln möchte!

So waren ihre Gebete. Aber sie gewährten ihr doch eine Art von Trost. Unter Beten, Stöhnen und leisem Weinen schlief sie doch endlich erschöpft ein.

Der Schlaf aber bereitete ihr keine Erholung. Sie litt unter den entsetzlichsten Träumen.

Einmal sah sie sich auf einem unendlich weiten Stoppelfelde. Darfuß lief sie über die spigen Stoppeln und der Wind wehte um sie und ein eistiger Regen peitschte ihren frierenden Leib. Und hinter ihr her kam der Rath einher geknirscht. — Du hast mich betrogen! schrie er durch den Sturm. — Du hast mein Leben vergiftet. Jetzt kommt die Vergeltung! — Du hast mich um Ruhe und Frieden gebracht. Lauf nur, Kröte! Jetzt kommt die Vergeltung! Ich bin die Vergeltung! — So heulte er durch den Sturm und wie Hohn gelächter klang sein Gesang: Flink, Kröte, flink! — Näher und näher kam er und sie hörte seinen pfeifenden Athem hinter ihrem Rücken, und sie fühlte die hagere Hand, die ihr langes, fliegendes Haar zu fassen suchte. Schneller und schneller raste sie über das Feld und jeder Schritt war wie ein Dolch, der sich in ihre Füße bohrte.

Dann versagte ihre Kraft. Keuchend brach sie zusammen und erwartete den Tod. Sie sah einen dunkeln Schatten, der sich über sie beugte, sie sah das verzerrte, grinsende Gesicht ihres Mannes und wie eine Schlinge zog es sich um ihre Kehle zusammen.

Mit einem gurgelnden Schrei erwachte sie.

Ein anderes Mal sah sie sich mit ihrem Manne beim Mittagstisch sitzen. Es war in der ersten Zeit ihrer Ehe. Er aß und sah sie lächelnd an und nannte sie „Sein Hühnchen!“ wie er es oft gethan. Und dann sagte er plötzlich: Leg ein Ei!

Nun war es ihr, als schrumpfe sie zu einer Henne zusammen, die gackernd durchs Zimmer flattert. Da sprang der Rath auf und machte Jagd auf sie. Zwischen Tisch und Stühlen durch flatterte sie und unter die Kisten; und überall folgte ihr die lange, dünne Hand, die nach ihr haschte. Und plötzlich fuhr die dünne Hand auf sie nieder und begann an ihrem Halse zu würgen. Mit einem gurgelnden Schrei erwachte sie.

So waren ihre Träume.

Wenn sie des Morgens aufstand, fühlte sie sich wie zerschlagen an allen Gliedern. Der Schlaf war keine Ruhe für sie, sondern eine neue, furchtbare Pein. Oftmals zog sie es vor, viele Stunden der Nacht beim Lampenlicht zu durchwachen, indem sie ruhelos im Zimmer auf und ab ging.

Sie dachte auch daran, Gertrud zu sich herüberzunehmen. Aber davon hielt sie die Scheu ab. Es sollte Niemand um ihre Angstgefühle wissen. Sie fürchtete sich zu verrathen.

Und bei Licht wurde ihr Zustand noch schlimmer. Sie sah die Figuren der Tapeten an der Wand und die seltsamen Lichtstreifen. Daraus entstanden häßliche und peinigende Gesichter. Grinsende Menschenlarven, die sie mit lachendem Hohn anstarrten; Menschen mit Todtenmasken und dem stupiden Ausdruck der Verwesung. Menschen mit dünnen Gebenen, die einen grotesken Tanz aufführten. Zuletzt fing sich Alles im Zimmer zu drehen an: Die Decke und der Boden kreisten in großen Ringen um sie. Dabei verlor sie das Gefühl des Stehenbleibens und kreiste mit, bis das Blut in ihren Schläfen pochte und ihre Finger sich krampfhaft nach einem Halt am Tische ausstreckten.

Sobald sie die Augen schloß, war Alles vorüber.

Es half nichts, daß sie sich hundertmal von der Grundlosigkeit ihrer Befürchtungen überzeugte.

Es kann doch geschehen! sagte ihr die Angst. Oftmals ertappte sie sich dabei, wie sie sich seinen Tod ausmalte. Wenn er nur stürbe! war ihr täglicher Wunsch. Wenn er sich dort nur aus dem Fenster stürzte! Es hat keinen Sinn, ihm dies zu verwehren. Man sollte ihn dazu aufmuntern!

Dieser Gedanke war der beste Trost für sie.

* * *

Der Rath hatte sich an seine neue Umgebung gewöhnt. Den Wäcker Joachim hatte er lieb gewonnen.

Manchmal klagte er Diesem, daß er leide. Er behauptete, es sitze eine Spinne in seinem Kopf. Die webe aus seinem Gehirn Netze und ziehe die Fäden von rechts nach links, von links nach rechts, quer durch den ganzen Schädel. Er fühle es, wie sie an den Wänden hinaufkrieche und dann sitzen bleibe und den Fäden befestige. Immerfort, immerfort, ohne Unterlaß arbeite die Spinne. Wie er darunter leide!

Dann erzählte er wieder: Es sei schon lange her und Niemand hätte es gesehen. Er habe ja ganz im Geheimen gemordet, ohne daß man eine Ahnung hätte davon haben können. Es seien ja nicht die Körper gewesen, die er gemordet habe, sondern die Seelen. Und das hätte er ja thun müssen: dafür hätte er doch seinen Gehalt bezogen. Und die Seelen zu morden, sei kein Verbrechen: er kenne das ganze Strafgesetzbuch. Jeden Paragraph kenne er auswendig — von Seelenmord stehe keine Zeile darin. Wie man ihn nur deswegen belangen könne? Es sei schon so lange her! In den letzten drei Jahren hätte er nichts mehr damit zu thun gehabt. In den letzten drei Jahren habe er bloß in Gedanken gemordet — zu seiner Zerstreuung. Was sei denn dabei?

Dann fragte er, was die Anderen dazu sagen, daß er eingesperrt worden sei? Ob ihn Jemand bedaure? Eigentlich sei an Allem seine Frau, die Kröte, schuld. Sie habe ihn elend gemacht. Er sei überzeugt davon, daß sie die Anzeige erstattet hätte. Wann er denn vor den Untersuchungsrichter komme? Nein, nein, — nur das nicht! Nur das nicht! Er wolle gerne seine ganzen Münzen hergeben, wenn man ihm nur das nicht anthue. Es seien sehr werthvolle Exemplare darunter.

Ein anderes Mal lachte er still vor sich hin und murmelte: Jetzt sei es Zeit, der Quälerei ein Ende zu machen, sonst käme Alles auf. Bis zum Wahnsinn dürfe er es nicht treiben — nur bis zur Grenze, hart bis zur Grenze. O, er wisse genau, wann er einhalten müsse, er sei ein alter Praktiker. Von ihm könnten all die Anderen lernen.

Wenn er erst die Spinne aus seinem Kopf los würde, dann müsse man ihn wieder zurück in das Amt holen. Dann aber wüßte er ganz neue Methoden, die noch besser seien und die er sich jetzt ausgedenken habe: langsame Methoden, an denen man die Freude länger genieße. Das sei es ja: die Freude. Diese Freude brauche er. Ohne sie könne er nicht leben. Es hätte ihn viel Mühe und Nachdenken gekostet, bis er diese Freude entdeckt und vervollkommen habe. O, wenn er erst die Spinne aus seinem Kopf los habe! Dann würde er seine Entdeckung veröffentlichen. Dann müßte man einsehen, daß er eine Stütze des Staates sei, Einer von den Auserwählten — die Spinne —

Eines sah ihn zu wundern: daß er die Näthin nicht zu Gesicht bekam. Wo sie denn stecke? fragte er. Dann lachte er verschmigt und vertraute Joachim das Geheimniß an: sie lauere und warte auf einen günstigen Moment, um hervor zu brechen. Denn sie sei eine ungeheure, etelhafte Kröte, die Gift spritzen könne. Jetzt hoche sie noch in einem Winkel und warte und sammle das Gift. Bis sie aber genug gesammelt habe, bis ihr ganzer Leib geschwollen sei von Gift, dann werde sie langsam hervorkriechen und all ihr Gift auf ihn sprigen. Und deswegen müsse er eine Felle haben, um dann, wenn sie zur

Thüre hereingetrochen sei, das Gitter zu durchfeilen und in den Hof hinabzupringen. Joachim möge ihm eine Feile besorgen.

Dies sagte er oft, und Joachim versprach, es zu thun. Aber das schien dem Rath nicht mehr zu genügen. Eines Tages beehrte er aufs Heftigste, jetzt auf der Stelle müsse er seine Feile haben. Die Kröte sammle ihr Gift furchtbar schnell, und er wolle nicht bis zur letzten Minute warten. Joachim hatte Mühe, ihn zu beschwichtigen.

Der Rath hatte bemerkt, daß die Kammer Joachims neben der seinigen gelegen sei. Wenn Joachim fortging, so schloß er die Thüre zum Gang ab. Wenn er aber bloß am Gang zu thun hatte, so ließ er die Thüre halb offen stehen, um den Rath beobachten zu können. Schon zweimal hatte sich der Rath in solchen Augenblicken hinausgeschlichen und war in die Kammer Joachims gedrungen, um eine Feile zu suchen. Mit fagenartiger Behendigkeit flüchtete er sich wieder in sein Zimmer zurück, ohne von dem Wärter gesehen zu werden. Ein drittes Mal gelang es ihm, ein Kästchen zu entdecken, in dem Eisenwerkzeuge lagen. Da kam Joachim den Gang zurück und der Rath mußte sich flüchten. Bald darauf aber stand Joachim am Fenster des Ganges und schaute hinaus. Unten war Lärm entstanden. Diese Gelegenheit benutzte der Rath, und durch die halbgeöffnete Thüre gedeckt, schlich er sich hinüber und nahm eine Feile heraus, die er in seinem Zimmer verbarg. Als Joachim wieder kam, stand der Rath im Zimmer und piff halbblau eine Melodie.

Einige Tage später, an einem schwülen Nachmittage stand der Rath vor dem Fenster und sann. Von Zeit zu Zeit schlich er zur Thüre und lauschte. Alles war still, und befriedigt lächelnd kehrte der Rath zurück.

In seinem Kopfe kreuzten sich wirre Vorstellungsketten.

Er sann: — die Stäbe sind durchfeilt. —

Manchmal fühlte er vorsichtig mit der Hand an das Gitter, das lose war.

— Ja, die Stäbe sind durchfeilt, — dachte er

vergnügt und freute sich, daß er trotz Joachims Aufpasserei so weit gekommen war. Der Spion! Wie er diesen Spion haßte! Diesen Kerl mit dem gekrümmten Rücken und den verlogenen Augen. Seine Augen erschienen ihm wie häßliche, neugierige Lichter, die in sein Dunkel starrten und Alles in ihm beleuchteten. Wenn er diese Lichter nur hätte ausblafen können —

Er lauschte. Alles leer, leer und ausgestorben. Heute hörte er keine schlürfenden Tritte hinter den Thüren, kein Rascheln und Umhergehen. Auch die alte Kröte mußte fort sein — hi, wie die lachen wird, wenn er auch fortgeht. Nein, sie wird nicht lachen, denn dann ist sie betrogen um den Spaß. —

— Hi, hi, Kröte Du! — sicherte er.

Aber doch sei es gut so, dachte er. An einem warmen Sommertage muß man es ausführen, an einem solchen, wie heute. — Nebenan schlug die Uhr. In seinem Kopfe klangen die Schläge wieder, langsam und monoton. Er hörte eine Zeit lang nichts als das regelmäßige, einschläfernde Geräusch. Dann aber fing es zu knattern und rasseln an und schlug laut und schnurrend. Das störte ihn. Aber er konnte die Uhr nicht stehen lassen. Schade! Sie brauchte nicht zuzuhorchen, sie brauchte nichts zu wissen. Tit, tit, — das klang wie eine ewige Wiederholung, wie das Memoriren desselben Wortes — tit, tit. — Unruhig horchte er auf. Die Uhr memorirte weiter.

Dann wurde es eine Zeit lang klar in ihm. Er hatte das Gefühl der Ruhe und sah so rein, wie durch Glas. Er sah, daß Joachim nicht der Amtsbdiener sei, sondern ein Spion, den das Gesindel angestellt habe, damit er nicht entrinnen könne.

Nun fing er an sein Gedächtniß zu mustern. Er heiße Johannes und die alte Kröte heiße Bertha und die junge Gertrud. Sein Vorgesetzter hieß Stöckner, Gerichtspräsident Stöckner, mit zwei Orden und einem rothen Punkt auf der Nase, der leuchtete, wenn er zornig war. Und seine Schwester heiße Johannann, — nein, — die hatte den Namen gewechselt — — und im Hof vor dem Hause seines Vaters stand ein Baum, ein Ahorn, — das ist schon sechzig Jahre her. Der Ahorn hatte auf der linken Seite, — nein, es war doch die rechte — einen

dürren Zweig. Deshalb ließ man ihn ausgraben. Es sah nicht gut aus, besonders bei einem Ahorn, der im Hofe stand.

Es freute ihn, daß er sich auf Alles so besinnen konnte. Gertrud muß jetzt zwanzig Jahre alt sein. Und sein verstorbener Bruder hieß Egon und war Glückerdirektor in Ebenhof. Glückerdirektor Egon Johannann in Ebenhof, — das war die Adresse. Sein Gedächtniß aber sei wie Glas, ganz, ganz durchsichtig.

Er sann weiter: Darum hätten sie auch Angst vor ihm. Es treffe sich gut, daß Alle Angst haben. Er nicht. Er brauche keine Angst zu haben. Aber die alte Kröte — die fürchtet, daß er ihre dicke Kehle zwischen seinen Fingern zerquetschen werde — hi, hi. Aber er werde sich wohl hüten. Nun hat sie schon Gift gesammelt, — das Gift, — mit dem Genitiv, des Giftes. Als er noch auf der Schule war, war ihm das Dekliniren das Schrecklichste gewesen. So, wie die Uhr, tit, tit. Und das mochte wohl die Ursache sein: er hätte sich vor dem Dekliniren nicht so fürchten sollen, — ja, gerade so, wie Bertha auf ihrer Hochzeit, als ihr Bräutigam betrunken war —

Da brach er ab und lauschte. Was wollte er denn nur? Heute, — heute, — die Sonne: ja, heute war ein warmer Tag — und Joachim ist fort.

Lautlos erhob er sich. Er blieb stehen, — seine Augen waren auf die Thüre gerichtet. Jetzt fing es draußen zu kriecken an — ja, das ist sie!

Entsetzliche Furcht malte sich auf seinen Zügen. — Die Kröte, der Kröte, der Kröte, die Kröte — murmelte er mit klappernden Zähnen und schwang sich auf die Fensterbrüstung.

Das Gitter gab nicht sogleich nach. Die Stäbe waren stark. Er zerrte daran und keuchte: — die Kröte, der Kröte, —

Er fühlte, wie es langsam an der Thüre kroch. Da raubte ihm die Angst die letzte Bestimmung.

Heulend zerrte er am Gitter und schrie in tödtlichem Entsetzen: — Kröte, Kröte! —

Aber es war Joachim, der hereingekommen war. Er öffnete die Thüre, sprang hinzu und riß den Wahnsinnigen herab, der fortwährend heulte und bellte.

(Schluß folgt.)

Aus dem Papierkorb der Zeit.

Zum Vergnügungsrecht der Monarchen. Nach der endgültigen Niederwerfung der Republik Rom durch die Schlacht bei Actium (im Jahre 31 v. Chr.) und durch Vernichtung des ägyptischen Feldzuges kehrte Octavianus Augustus als Herr des römischen Reiches nach Rom zurück. Alle Priester erhielten die Weisung, für ihn dieselben Gelübde und Fürbitten zu thun, wie für das römische Volk, und in ihre Gebete und Gesänge seinen Namen aufzunehmen. An die Bürger erging das Gebot, bei festlichen Mahlen zu Octavianus Ehren Trankopfer zu spenden. Die Vestalinnen (die jungfräulichen Priesterinnen der Vesta, der Herd- und Familienschützerin unter den römischen Göttinnen), die Senatoren (etwa den Mitgliedern unserer Herrenhäuser oder ersten Kammern entsprechende Würdenträger) und das Volk sollten ihm bei seinem Einzug feillich entgegenziehen. Der Tag der Heimkehr selbst sollte fortan alljährlich als Fest begangen werden. Bei den Festlichkeiten sollte der „neue Herr“ des Reiches einen Purpurmantel tragen, das Portal seines Hauses mit Vorbeerzweigen und einer Bürgerkrone geschmückt werden. Die Bürgerkrone war eine Auszeichnung „für Errettung römischer Bürger“, eine etwas eigenthümliche Auszeichnung für den Mann, der bei Actium und sonst Bürgerblut in Strömen vergossen hatte.

In Beginn des Jahres 29 v. Chr. schwuren die Senatoren und höchsten Beamten des Reiches einen Treueid, allen Verfügungen Octavianus zu gehorchen. Zugleich übertrug man diesem das Amt eines Volkstribunen auf Lebenszeit. Mit dieser ursprünglich ganz demokratischen Würde eines Schützers der bürgerlichen Freiheiten und Rechte der Plebejer, d. h. der Nicht-Vornehmen, war heilige Unverletzlichkeit der Person verbunden. Dem Octavianus wurde dazu noch das Recht verliehen, diese Eigenschaft auf jeden Menschen zu übertragen, dem er seinen Schutz zu Theil werden lassen wollte.

Hier ist der Keim des Vergnügungsrechtes. Weiter ausgebildet ward dasselbe schon unter Octavianus Augustus. Eine alte Sage des griechischen Götterglaubens ward

dazu verwendet. Drestes, der Sohn Agamemmons, hatte seine Mutter geblödet, welche ihren heimkehrenden Gemahl umgebracht hatte, und war damit der Strafe der Unterwelt- und Nachgöttinnen, der Eumeniden, verfallen. Von diesen verfolgt, war er von dem Gott Apollo gesühnt und dem Areopag, ein Höchstgerichtshof des ältesten Athens, überwiesen worden zur Aburtheilung. Die Abstimmung ergab Stimmengleichheit. Die Göttin Athene, welche die Sache vor den Areopag gebracht hatte, warf nun einen weißen, d. h. freisprechenden Stimmgewinn in die dazu bestimmte Urne und entschied so die Sache zu Drestes Gunsten.

In Anknüpfung an diese Sage wurde jetzt beschlossen, daß Octavianus Augustus in Kriminalfällen die Entscheidung zu Gunsten der Angeklagten durch seine Entscheidung herbeiführen sollte. Die Tempel und Standbilder Octavianus wurden dementsprechend für Heile erklärt, für Zufluchtsorte, welche jedem Verfolgten Sicherheit und Unverletzlichkeit seiner Person gewährten.

Hiermit ist das Vergnügungsrecht theologisch-juristisch in den römischen Staat und sein Rechtswesen gebracht worden und hat sich erhalten bis auf den heutigen Tag.

Geldherr oder Feldherr. Denkt Ihr, daß die alte Art, daß „wer Gewalt hat, nehmen, und wer die Macht hat, behalten sollte“, weniger ungerecht ist, wenn sich die Gewalt zur Gewalt des Kopfes aus der der Faust umgestaltet hat? . . . Ich bitte Euch, zu beachten, daß ein großer Unterschied darin besteht, ob man Führer oder Beherrscher der Arbeit ist, oder ob man ihren Nutzen einsteckt. . .

AUSTIN.

Das Depeschensystem ist durchaus keine Erfindung der Neuzeit, sondern ein ziemlich altes Mittel der Regierung. Als Octavianus die römische Republik in eine Monarchie umwandelte, ließ er nach dem Sieg bei Actium ein paar Jahre verstreichen, ehe er nach Rom zog, um die Macht seines Sieges von ferne dorthin wirken zu lassen. Er konnte das leicht riskiren; zwei ganz ergebene

Parteilänger von ihm, Mäcenus und Agrippa, waren Konjunkt und thaten Alles, was im Interesse des angehenden Autokraten Octavianus lag, so gut, wie wenn dieser selbst zur Stelle gewesen wäre. Octavianus schenkte beiden auch unbedingtes Vertrauen. Das bewies er damit, daß er ihnen anheim gab, seine eigenen Depeschen an sie, welche dem Senat kund gegeben werden mußten, je nach ihrem Ermessen so zu „redigiren“, wie sie es für die Sache Octavianus für erwünscht oder nöthig hielten. Beide Herren fälschten also Depeschen in höherem Auftrage. Da man im Alterthum die Echtheit einer Urkunde nach dem Siegel beurtheilte, mit welchem der um die Wachsstäbchen geschlungene Faden gesiegelt war, händigte Octavianus seinen beiden „Handlangern“ je einen Siegelring aus von der Art, wie er ihn eben führte. Sueton berichtet, daß Octavianus anfangs ein Pethschaff führte mit dem eingeschnittenen Bilde einer Sphinx, d. i. eines Löwenleibes mit Kopf und Brust einer Jungfrau, dann ein solches mit einem Alexanderkopf, endlich mit seinem eigenen Bildniß. Mäcenus und Agrippa waren die Pindler Octavianus, sie bearbeiteten die öffentliche Meinung der friedebefürchtigen Römer, organisirten die Ergebenheitsausdrücke an Octavianus und die Berathungen und Abstimmungen des Senats im „staatsverhaltenden“ Sinne. Mit welchem, für Octavianus wenigstens günstigen, Erfolg, ist geschichtsbekannt.

Schnitzel.

Wir besitzen Alle Kraft genug, um Unfälle — Anderer zu ertragen.

Die Milde der Fürsten ist zuweilen nur Politik, die Zuneigung des Volkes zu gewinnen.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Edgar Steiger, Leipzig, Eisenstraße 90, richten.